

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgegeben

von

Dr. Josef Ettlinger

Zweiter Jahrgang

Heft 1 bis Heft 24

Oktober 1899—Oktober 1900



52133

J. Fontane & Co.
Berlin W.

Das litterarische Echo

◆◆◆◆◆◆◆ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ◆◆◆◆◆◆◆

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Berlin W. 50, Schaperstr. 37
Telephon: IX, 9974

Zweiter Jahrgang
Heft 12
15. März 1900

Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35, Bülowstr. 84b
Telephon: VI, 1506

Erscheint am 1. und am 15. jeden Monats. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 1.80 Gulden = 3.75 Francs; jährlich 12 Mark = 7.20 Gulden = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 2.25 Gulden vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 2.40 Gulden vierteljährlich.
Inserate: Biergepaltene Nonpareille-Beile: 40 Pfg. = 24 Kreuzer = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4644)

Inseratannahme durch alle Annoncenbureau des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Ein Gruss an Paul Heyse.

Stammbuchblätter seiner Freunde.

1830. — 15. März. — 1900.

Dieser nah und der entfernt
Ruft heut havel vale!
Denn der Mann hat eins gelernt:
Deutsch haud ita male.

Berlin.

Th. Mommsen.

„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ —
Von Jugend auf war es Dein Schibboleth.
In Deiner Prosa nun die sonn'ge Klarheit,
Und Maientluft aus Deinen Versen weht.

Nicht sklavisch folgest Du des Meisters Spuren:
Es schafft sich selbst ein jeder seinen Ruhm,
Ist er, wie Du, vom Stamm der Hochnaturen,
Für die das Dichterlos ein Priestertum.

Berlin.

Friedrich Spielhagen.

Fast ein Halbjahrhundert ist's her, seit Heyses
erstes Novellenbuch wie ein goldner Sonnenstrahl
in mein Leben fiel. Und mit demselben Entzücken
laß ich eben, in meinem 74. Jahr, die neuen
„Märchen“, dieses Poetenwunder, das die Vollkraft
jugendlicher Phantasie mit der Weisheit des Alters
vereinigt. So ist Paul Heyse mein ganzes Leben
hindurch mir Herzensfreund und Wohlthäter geblieben.

Wien.

Edward Hanslick.

Zwanzig Jahre Jugendzeit,
Fünzig Jahr dann Fruchtbarkeit
Gottbegnadeter Schöpferkraft,
Bis zur Siebzig unerschläft . . .
Dreißig Jahr noch Altersruh,
Dann den ewigen Sternen zu —

Welch ein unvergleichlich Leben:
Stets Vollendung kühnstem Streben,
Stets Triumph jedweden Können!
Heil, wem Götter dies vergönnen,
Menschenseelen zu erheben,
Zu beglücken, zu entzücken
Auf den Höhen reiner Kunst,
Unbeirrt von Haß und Günst. —

Wahrlich solch ein Erdenfein
Glücklichen Wirkens im Sonnenschein,
Siebzig Jahre lang war es Dein,
Und nun kommen ihre Kränze
Für noch ungezählte Lenze,
Bringen Balsam auch für Wunden
Schwerer Tage, die entschunden —
Wer bestand so Glück wie Leid,
Unentwegt in Seelenstärke,
Selbstgetreu in Wort und Werke,
Der besiegt auch Götterneid! —

Und so ward Dein Erdenleben
Selbst zur Dichtung, glanzumgeben,
Geistverklärt und ruhmgeweißt
Dauernd fort in fernste Zeit!

Weimar.

Julius Grosse.

den Büchern, die er bespricht, mehr oder weniger umfangreiche Auszüge zu geben, wobei er ohne viel Planmäßigkeit ein paar orientierende, Zustimmung oder Tadel kurz begründende Worte einstreut, die stoffliche Disposition pflegt ziemlich locker zu sein, und selbst im ganz Außerlichen vernimmt man zuweilen die Einheitlichkeit: erzählt doch der Aufsatz über Whittier im Eingang, daß dieser „heute“ im Besitz seltener Geistesfrische und unverminderter Schöpferkraft seinen 83. Geburtstag feiere, während es neun Seiten später — im nämlichen Aufsatz! — heißt: „Whittier ist am 9. September 1892 zu Hampton Falls gestorben“. Auch das ästhetische Urteil macht sich lieber bequem, als daß es tief ginge: anstelle einer eindringlichen Analyse des Künstlerischen müssen wir uns gar zu häufig mit den Lebensläufen der Dichter begnügen, und wenn uns die wiederholten Hinweise des Amerikaners auf Goethe erfreuen, so empfinden wir es als eine Flachheit, daß Evans die Bettina und gar die Karoline von Günderode mit den Worten: „zwei überspannte Frauenzimmer“ abthun zu können glaubt. Bei den psychologischen Bemerkungen fällt auf, daß den Tieren die Fähigkeit des Humors abgebrochen wird. „Keine Ameise scherzt“, heißt es im Aufsatz über den amerikanischen Humor; woher aber weiß denn das Evans so genau? Er macht den behaglichen Witz, daß es unter den Vogelarten keinen Spatzvogel gebe, vergißt aber dabei seltsamerweise, daß viele Tiere, Hunde, Katzen, Murreltere, auch Vögel spielen und schon darin Sinn für Humor zeigen. Genug aber hiemit des Tadel! Denn vermögen uns auch diese „Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte“ nicht in allen Stücken zu befriedigen, so gewährt doch die ungemaine Belesenheit ihres Autors auf Schritt und Tritt Belehrung, und immer wieder gewinnt uns der helle Blick, der in einer langen Reihe gesunder und kluger Urteile sich kundgibt, und nicht zum letzten die Herzenswärme, mit der hier ein Idealist aufgeklärt und aufklärungsfrohen Sinnes für den Sieg des Humanen kämpft, wenn er auch aller Illusion, als ob Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe in dieser Welt Glück hätten, längst zu entsagen gelernt hat. Ein litterarisches Erzeugnis spiegelt die Physiognomie des Menschen, von dem es herrührt, und an Evans Buch haftet etwas von der Liebendwürdigkeit, die ihm persönlich eigen ist, von der *anima candida*, die ihm aus den Augen sieht.

Wir verzeichnen zum Schluß in Kürze den Inhalt. An der Spitze des Buches steht eine Studie über die amerikanische Schriftstellerin Margaret Fuller, eine Freundin und Schülerin Emersons, eine Vorkämpferin für die Verehrung Goethes in Amerika, eine Vorkämpferin auch für die Frauenrechte. Man muß es ein Verdienst nennen, daß Fräulein Fuller ihre Landsleute zu Goethe zu bekehren versuchte, und es war ein gewisser Mut dazu erforderlich; denn eben in Amerika liebten es die Kanzelredner, gegen Goethe zu poltern, die Schandschrift Menzels hatte Eingang gewonnen, und in einer geisteschwachen Stunde hatte sogar Longfellow die „Wahlverwandtschaften“ als ein greuliches Buch verdammt. Margaret Fullers Satz: „Ich schätze Goethe nicht als Führer und Freund, sondern als einen großen Denker, der mich zum Denken anregt“, läßt erkennen, daß auch sie den völlig angemessenen Gesichtswinkel für Goethe kaum gewonnen hatte, kommt aber zum Teil auf Rechnung des Dünkels, der, wie uns Evans nicht verschweigt, zu den sehr unliebendwürdigen Eigenschaften der Dame gehörte. Mit Ralph Waldo Emerson und seinem Biographen Holmes beschäftigt sich der nächste Essay, der uns nebenher vom angelsächsischen „Caat“, der im heuchlerischen England wie in Amerika heimischen Form schauspielender religiöser Heuchelei, ein scharfes Bild zeichnet. Gern hätte man innerhalb dieser Studie eine eingehende Würdigung der Schrift Emersons über Goethe und Schaffere gefunden. Der nun folgende reichhaltige, sehr lezenswerte Aufsatz „Zur Charakteristik des amerikanischen Humors“ untersucht, inwieweit in amerikanischer Geistesart und Kultur Voraussetzung und

Anlage zum Humor vorhanden sei, und verbreitet sich über die Eigenart mehrerer Humoristen, insbesondere der Autoren Artemus Ward, Samuel V. Clemens (Mark Twain), Ruffel Lowell, Wendell Holmes und Dudley Warner. Mit der amerikanischen Novellistik befaßt sich die nächste, noch umfangreichere Studie. Evans unterscheidet als Gattungen den in mystisch-religiösen und spiritistischen Vorstellungen wurzelnden „Roman des Jenseits“, wie ihn insbesondere Miß Elizabeth Stuart Phelps vertritt, und den „Roman des Alltagslebens“, zu dessen Charakteristik uns Erzählungen von Harriet Beecher Stowe, Abeline Whitney, Sarah Orne Jewett, Mary Wilkins, E. St. Phelps, L. B. Aldrich, Gilbert Holland, Charles Dudley Warner, Horace Scudder, Kate Douglass Wiggin, Elizabeth Evans, Mary Murfree, Bret Harte und Harold Frederic vorgeführt werden. Eine dritte Abteilung benennt sich „Jugendchriften“; ist hier manches hereingezogen, was mit Novellistik, mit Dichtung nichts mehr zu thun hat, so entschädigen uns doch die aufrichtigen Schilderungen der Ungezogenheit und Lummelhaftigkeit amerikanischer Jugend. Aesthetisch-kritischen Inhalts ist noch der letzte der Aufsätze des Buches, der die Ueberschrift trägt: „Amerikanische Dichter“. Den Namen Holmes und Lowell begegnen wir in ihm abermals, während die anderen Abschnitte von John Greenleaf Whittier, William Cullen Bryant, William Gilmore Simms und Bayard Taylor sprechen. Die Reihe der kulturgeschichtlichen Essays eröffnet die Studie „Ein amerikanischer Kulturkampf“; das Mormonentum und sein Stifter Joseph Smith sind sein Thema. Mit einer späteren „Ausgeburt der Glaubensschwärmerei“, mit dem Methodistenprediger Jakob Schweinfurth, befaßt sich der Aufsatz „Ein neuer Religionsstifter“. Ueber den auch nach dem Bürgerkrieg gebliebenen sozialen Gegensatz der Weißen und der Farbigen spricht Evans im Aufsatz „Der neue Süden der Vereinigten Staaten“. Die Meinungen der Gelehrten über die Ueberbevölkerung, Urbefiedlung, früheste Auffindung Amerikas stellt der Aufsatz „Zur Entdeckungsgeschichte Amerikas“ zusammen. Vier Essays behandeln politische Theoretiker und Staatsmänner: der über James Bryce, den Verfasser eines dreibändigen Werkes über das amerikanische Gemeinwesen; der über Henry Clay und Patrick Henry, deren Lebensgang im Anschluß an ihre Biographen Karl Schurz und Coit Tyler erzählt wird; der Aufsatz über den als Botschafter der Vereinigten Staaten bei uns wohlbekannten, um die Würdigung der kulturellen Bedeutung Deutschlands hochverdienten Andrew Dickson White, und zum vierten der über den Historiker und Staatsmann John Lothrop Motley, eine Persönlichkeit, die um ihres von Evans geschilderten Verkehrs und Briefwechsels mit Bismarck uns Deutschen noch näher ans Herz greift.

München.

Richard Weltrich.

Alte und neue Romantik.

Blütszeit der Romantik. Von Ricarda Huch. Leipzig, Verlag von S. Gieseler. 1899. M. 8.— (9.—).

Dies Buch ist kein Buch des Verstandes, sondern ein Buch des Gefühls. Und gerade darum reizvoll. Eine Dichterin sucht nach verwandten Geistern und Seelen. Sie pflegt mit ihnen Zwiegespräche und trägt dann in ihr Werkbuch ein, was sie in diesen Stunden empfand.

Die Briefe der Romantiker sind ihr wichtiger als die Dichtungen, und hinter der Kunst sucht sie immer den Menschen und sein Schicksal. Wir sehen durch das Temperament der Ricarda Huch die Gestalten und die Ideen der Romantik: die Brüder Schlegel, Karoline, Novalis, Tieck; die romantische Liebe, die romantische Ironie, die romantische Religion.

In diesen Charakteristiken erkennen wir das gleiche Wesen, wie in dem produktiven Schaffen der Ricarda Huch. Ihre Hand vermag selten in göttlicher Laune einen Menschen aus einem Guß in großem Wurf zu geben,

in scharf gezogenem Umriß eine Vorstellung komprimiert hinzusetzen. Ricarda Huch ist eine Eiseleurin, ihr glückliches Gelingen sind die feinen Einzelheiten. Ihre Frauengestalten gleiten manchmal blaß und schattenhaft allgemein gehalten durch eine Erzählung, sie haben aber einen Gürtel um mit einer seltenen Schnalle, oder sie haben eine Handbewegung, bei der ein aparter Ring aufblitzt. Und diese Nuance ist mit einer solchen Feinesse der Anschaulichkeit, mit solchem Facettenchliff der Schilderung gegeben, daß aus der Einzelheit auf das Ganze eine seltsam unvergeßbare Beleuchtung fällt.

Sie hat von allen lebenden Künstlern wohl die feinsten und kostbarsten Bilder von einer unberührten und unberauchten Schönheit. Sie verdient den Preis der dekorativen Rede, den Hugo von Hofmannsthal in den Worten gesetzt hat: „Eine neue und höhere Verbindung von Worten ist nicht geringer als ein Standbild des Knaben Antinous oder eine große, gewölbte Pforte.“

Von Fichte sagt sie: „Wie ein blinder Riese schritt er durch die Natur und verhüllte sie mit seinem Schatten vor den Blicken derer, die sich ihm anschlossen.“

Voll Rhythmus und Kraft ist der balladeske Eingang, der die jungen Romantiker den „blonden germanischen Stämmen der Völkerwanderung“ vergleicht: „Abenteuerrich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben stürmen sie erobernd über die breite, träge Masse Deutschland, mit übermütiger Verachtung die alte, morsche Kultur über den Haufen werfend“.

Großen Stil hat auch die Schilderung der goethischen Förderung durch die Romantiker. Sie brachten ihm Calderon, die südlische und orientalische Poesie: „die jungen Feldherren führten ihren König durch alle die Länder, die sie für ihn erobert hatten“.

Auch das barocke Ornament, die Grotteskarabesken, die Ricarda Huch, die Landsmännin Gottfried Kellers, liebt, fehlen nicht. Doch ist dies Element nie aus Bizarrerie gewählt, sondern immer nur zur originellen Eindrucksvervielfachung.

Den Hochzeitsreifewagen, der Wilhelm und Karoline Schlegel, die Schwarmgeister, in das harmlose, nichts ahnende Jena führt, vergleicht sie dem „trojanischen Pferd“.

Glücklich aus der präziösen Märchensphäre der Romantik ist der Ton für die Goethestelle gewonnen: „Sie tanzten um ihn, wie die Kinder um die Weihnachtsstanne. Ruhevoll stand er in der Mitte und ließ sich mit Gold und Fittler behängen, ohne ein andres Lebenszeichen zu geben, als etwa ein gelindes Nicken oder ein wohlwollendes, humoristisches Lächeln. Aber fremd war er ihnen nicht; sie wußten, wie der schöne Baum im Walde rauschen konnte, und wie da die freie Luft und das Waldesgetöse durch seine starken, immer grünen Zweige streifte.“

Aus der gleichen Sphäre, nur nivellierter, die Stelle über Fichte unter den „geschmeidigen, üppigen, tollen Romantikern“: „Wie Vögel eine Vogelscheuche umflattern, etwas scheu, etwas ehrfürchtig, etwas neugierig und etwas mutwillig, waren sie um ihn her“.

Ricarda Huch ist eine überaus feinfühligte Leserin. Aus den Briefen findet sie mit psychologischer Gourmandise all die Worte und Stellen, die Perspektiven öffnen, die in einem Bild, in einem Ton ganze Situationen blitzartig beleuchten, die uns die handelnden Menschen dieses glänzenden Geistesfestes aufleben machen. Mit Raffinement hat sie die charakteristischsten Blumen der romantischen Gartenkunst gepflückt und in einer edlen Schale geordnet.

Natürlich reizen sie die Parallelen, wie Jahrhundertanfang und Jahrhundertende sich einander neigen: spät erklingt, was früh erklang; wie in unsern Kunstanschauungen, Stimmungsbedürfnissen, ästhetischen Virtuositäten Nachhall schwingt der alten Sehnsucht.

„Das macht so schön die halbverwehten Klänge,
so schön die bunten Worte toter Dichter“.

die Verse aus dem „Tod des Tizian“ könnten das Motto dieses Buches sein.

Ricarda Huch zeigt die romantischen Ahnen moderner Ideen. Sie spürt den Zarathustramotiven im „Athenaeum“ nach und gräbt mit all seinen Wurzeln den Satz aus: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß“. Sie notiert die Ehekritik voll hohen Menschentums, die Schleiermacher und Friedrich Schlegel übten. An viele Worte Nietzsche („nicht ich brach die Ehe, sondern die Ehe brach mich“) denkt man, wenn man liest, was dort geschrieben steht: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Verjuche und entferntere Annäherungen zu einer wirklichen Ehe.“

Und dazu höre man jenen Katechismus für edle Frauen, der die alten Tafeln zerbricht und eine Umwertung aller Werke schafft: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte“, — „Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zarres Gefühl verlieren, die ihre Günst entweicht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden“. — „Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei, oder gehe zugrunde.“

Reflexionen über das Gesamtkunstwerk, Richard Wagner vorderdeutend, hält sie fest in jenem Fragment über die „wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften“ und über die „Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie“.

Das Böcklinische in den romantischen Phantasien über die Malerei fällt ihr auf, und gut stellt sie Niels Lynes ruheloße Reisejahrsucht neben die phantastischen fahrenden Leute der Romantik, Franz Sternbald, Wilhelm Meister, Eichendorffs Taugenichtis, William Lovell, die nach einem unbewußt nahen Ziel unstät als Wanderer die Welt durchstreifen.

Diese Betrachtung der Romantik als einer Ahnengalerie der Ideen unserer Tage giebt fruchtbare Ausbeute. Es ist schade, daß Ricarda Huch nicht mehr aus dieser Fülle geschöpft hat. Hier ist wirklich ein weites Feld.

Lockend wäre es z. B. die Verwandtschaft der Romantik mit dem Aesthetizismus der Blätter für die Kunst und ihrer Dichter zu vergleichen. Sätze des Athenaeums könnten durchaus legitim in jenen Blättern stehen. Vor allem die exklusiv-aristokratischen Sprüche: „Die meisten Menschen sind wie Leibnizens mögliche Welten nur gleichberechtigte Präzedenzen der Existenz. Es giebt wenige Existenzen“.

Und jene hochmütige Erwiderung auf die Klage, sie schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander: das sei das Rechte, „dadurch wird die deutsche Pitteratur immer mehr Geist und Charakter bekommen“.

Am stärksten ist die Ähnlichkeit in dem künstlerischen Spieltrieb. Die Dichter jenes Aesthetenkreises, vor allen Stefan George und Hugo von Hofmannsthal, wollen in ihren Dichtungen das Leben als eine neue Kunstschöpfung gegenüber dem gewöhnlichen, alltäglichen geben. Sie streben nach stärkerer Illusionsfähigkeit. Hofmannsthal fühlt sich als „Schauspieler seiner selbstgeschaffenen Träume“, und er sagt: „Wir haben aus dem Leben, das wir leben, ein Spiel gemacht, und unsre Wahrheit gleitet mit unsrer Komödie durcheinander, wie eines Taschenspielers hohle Becher“. Höchster Reiz ist es, sich souverän die eigenen Stimmungen zu schaffen, bald diese Maske zu tragen, bald jene, in einem Kultus raffinierter Künstlichkeit.

Daraus stammt der Preis des Schauspielers und des Theaters, die der Wirklichkeit Rivalität bieten. Man freut sich feiner an den Spiegelungen als an den realen Objekten.

Gleiche seelische Raffinements pflegten die Romantiker. Auch sie wollten sich „ganz willkürlich stimmen, wie man ein Instrument stimmt“, und Tieck sagt:

„Da unser ganzes Leben aus dem doppelten Bestreben besteht, uns in uns selbst zu vertiefen und uns selbst zu vergeffen und aus uns herauszugehn und dieser Wechsel den Reiz unseres Daseins ausmacht, so hat es mir immer geschienen, daß die geistigste und wichtigste Entwicklung unsrer Kräfte und unseres Individuums diejenige sei, uns selbst ganz in ein andres verloren zu geben, indem wir es mit aller Anstrengung unsrer geistigen Stimmung darzustellen suchen: mit einem Wort, wenn wir in einem guten Schauspiel eine Rolle übernehmen.“

Tieck hat aber genau wie Hofmannsthal das Gefährliche solchen Spiels mit Phantomen dieses Theaters erkannt.

Den William Lovell Tieck, der klagt:

Ich komme mir nur selbst entgegen
in einer leeren Wüstenel.

qualen die gleichen Leiden, wie den Claudio Hofmannsthals:

Ich hab mich so an Künstliches verloren,
daß ich die Sonne sah aus toten Augen
und nicht mehr hörte, als durch tote Ohren.

Aus diesen Vorstellungen des Spiels, des Neuschaffens künstlicher Welten kommen die Assoziationen des Marionettentheaters. Vollendeter erscheint hier als in dem Theater mit lebenden Schauspielern die Illusion, daß der Dichter Schicksalsregisseur und Schöpfer ist voll Souveränität.

Aus diesem Gefühl heraus haben Maeterlinck und Hofmannsthal Marionettendramen gedichtet, wie Schelling-Bonaventura in seinen „Nachtwachen“, eines der apartesten Bücher der Romantik, ein tragisches Schicksal ironisch-bitter als Puppenkomödie agieren läßt. Die gleiche Souveränität bestimmt auch Tiecks Märchenstücke mit ihrer Spiel-im-Spiel-Ekstasemontage.

Bizarren Reiz wird in dem Begriffschangement gefunden, das die Welt als Theater, das Theater als die Welt ansieht.

William Lovell sagt: „Oft schwebt die Welt mit ihren Menschen und Zufälligkeiten wie ein beständloses Schattenspiel vor meinen Augen. Oft erscheine ich mir dann selbst wie ein mitspielender Schatten, der kommt und geht und sich wunderbar geberdet, ohne zu wissen warum. Die Straßen kommen mir dann nur vor wie Reihen von nachgemachten Häusern mit ihren närrischen Bewohnern, die Menschen vorstellen, und der Mondschein, der sich mit seinem wehmütigen Schimmer über die Gassen ausstreckt, ist wie ein Licht, das für andre Gegenstände glänzt und durch einen Zufall auch in diese elende, lächerliche Welt hineinfällt“. Man denkt dabei an Hofmannsthals Kulissen des kleinen Welttheaters: „Haus und Garten aus Holz und Leinwand, Schatten eines Traumes“.

Noch manches ließe sich anführen: Die Erstrebung musikalischer und malerischer Reflexwirkung durch die Worte, ohne Zuthat begrifflichen Sinnes. Tieck hat die audition coloré in seiner U-Romanze zu erreichen versucht. Er und G. T. Hoffmann haben Symphonien in Worten gedichtet, die nur auf Klangreiz ausgehn, denn Gedanken stehn zu fern. Die französischen Parnassiers suchten ähnliche Ziele. Wie sie will auch der Kreis der Blätter für die Kunst „herworufen und einflüstern mit Hilfe wesentlicher Worte“. Stefan Georges und Hofmannsthals Gedichte dienen manchmal lediglich optischen und akustischen Phänomenen.

Es ist eigentlich wunderbar, daß Ricarda Huch dieser edlen Enkel edler Ahnen so gar nicht gedenkt. Sie steht in ihrem eigenen Schaffen ihnen näher, als sie selbst es vielleicht glaubt.

Berlin-Charlottenburg.

Felix Poppenberg.

Ludwig Bamberger.

Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan, Berlin, Georg Reimer, 1899. M. 7,50 (3,50).

Bei Gelegenheit seiner ersten und letzten Reise durch ganz Italien (1872) bemerkt Bamberger ohne jeden

Umschweif: „Mich interessierten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. Ich habe mich nie mit Anemphindern von Kunstgenüssen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten, und an den schönen Künsten nur soviel Freude gehabt, wie ein Mensch mit gesundem Sinn und nach einiger Belehrung aus Leben und Wesen natürlicherweise empfinden kann. . . Viel mehr als die Kirchen und Paläste interessierten mich die Menschen, die mit der Schaffung des neuen italienischen Einheitsstaates den Anstoß zu dem des Deutschen Reiches gegeben haben.“ Es gehört Mut zu einem solchen Bekenntnis in unseren Tagen modischen Kunstschwindels. Wer aber seine Lust hat an Leuten, die wie Hebbel und Sainte-Beuve einen Yinnacus der Geister herbeiwünschen, wird auf dies eine Wort hin Vertrauen zu Bamberger als Selbstbiographen fassen, selbst wenn er seine (1894 gesammelten) Charakteristiken noch nicht kennen und schätzen sollte, wie wir vom Bau. Wer imstande war, Porträts fertigzubringen, wie die Meisterbildnisse von Kasper, Hillebrand, Kapp, Soetbeer, weckt gute Vormeinung für die Treue und Schärfe seines Selbstporträts. Eine Autobiographie im strengsten Wortsinne giebt Bamberger nicht, will er gar nicht geben. Er kommt uns weder (um ein tiefgreifendes Witzwort von David Strauß zu wiederholen) mit dem koketten Cynismus des Verfassers der „Confessions“, der sich von unten entblößt und nach oben drapiert, noch mit der gerade entgegengesetzten Art von „Dichtung und Wahrheit“: wo „Goethe verhüllte, was nicht gesehen sein will, um die ganze Aufmerksamkeit auf dem menschlich Bedeutenden festzuhalten“.

Bamberger hatte — wie Nathan in seiner reinlichen Einleitung mitteilt — ursprünglich nur die Absicht, einen knappen Motivenbericht zu den fünf Bänden seiner gesammelten Schriften „vermittelt der Darstellung seines persönlichen Entwicklungsganges“ zu geben. Während der Niederschrift wuchs aber die Arbeit weit über das anfängliche Vorhaben hinaus. Tagebücher und Briefwechsel, die Bamberger zu Rate zog, boten reichen Aufschluß. Die ausgiebigste Förderung fand das Unternehmen aber in Bambergers glänzenden, gefälligen Gaben. Ein geborener Erzähler, der als echter „Menschen-Bäcker“ geschick und plauderfroh von hundert und aberhundert Bekannten zu berichten weiß, regt uns vom ersten bis zum letzten Blatt dieser (leider nicht zum Abschluß gediehenen) Denkwürdigkeiten an. Die mainzer Knabentage, die Hochschuljahre und die ersten Zeiten im Staatsdienst sind ziemlich flüchtig behandelt. Die publizistischen Lehr- und Flegeljahre, Bambergers Eingreifen in die revolutionären Bewegungen von 1848—1849 bringen scharfe Momentaufnahmen aus der Paulskirche, aus dem Rheinland und Hessen. Als unerläßliche Ergänzung zu diesen Geschichten süßer, blinder, politischer Jugendeselei sind freilich durchweg die „Politischen Schriften von 1848 bis 1868“, „Die Fitterwochen der Pressefreiheit“ und die „Ergebnisse aus der Pfälzer Erhebung“ heranzuziehen. Belangreich, nicht nur für Bambergers Umsatteln, sind dann die Motive erörtert, die den wohlgeschulten Juristen, einen philosophischen Kopf und selbständigen Volkswirt, der infolge seiner republikanischen Irrungen als Geächteter Deutschland fliehen und jahrzehntelang meiden mußte, dazu bestimmten, sich als Kaufmann großen Stils zu versuchen. Die klugen, kühlen Erwägungen, die Bambergers Berufswechsel entschieden, hören sich ohne jeden Vergleich nüchterner an, als das hohe Lied, das Gervinus in seiner viel zu wenig gekannten Selbstbiographie zu Ehren des Handelsstandes anstimmt. Während Gervinus aus dem Loden den Weg zur Universität suchte und sich unterwegs immer doktrinärer versteifte, lernte Bamberger auf dem umgekehrten Wege von der Studierstube zum Geldmarkt, mehr noch als das Geldwesen, das Menschenwesen von Grund aus kennen und verstehen. Was Gervinus ahnte, das präfigurierte Bamberger: „Der Großhändler, der Lage, Bedürfnis, Besitz und Mangel aller Weltteile übersehend